

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Alle lachten. Aber Eva ersuchte Otto, Platz zu nehmen und ersuchte die andern, zu schweigen. Sie hielt dem Medikus einen besonderen Vortrag. Das fand Otto hübsch, denn die gelehrte Eva setzte sich dicht an seine Seite und legte zutraulich ihren schlanken Arm um den seinen. Sie war niedlich wie sonst, trug eine große Schürze, hatte helle Augen und rosige Wangen und sprach wie ein Buch, aber mit melodischer Stimme, als ob sie etwas ganz Reizendes erzähle.

Nun begriff Otto allmählich. Von den ersten Druckversuchen Gutenbergs wußte man wenig. Der Erfinder hatte kein Geld und mußte sich damit begnügen, kleine Lehrbücher der lateinischen Sprache zu drucken, die sogenannten Donate, von denen uns noch einzelne Fragmente erhalten worden sind. Es folgten sodann die Ablahsbriege, deren Erlös dem durch die Türken bedrängten Könige von Böhmen zustießen sollte, und 1445 der sogenannte Türkenkalender, von dem nur ein einziges Exemplar auf uns überkommen ist. Aber zweifellos trug Gutenberg sich damals auch schon mit dem Plane der Herstellung eines größeren Werkes, und in dem alten Missale, dem die Hauschronik der Reichsteils vorgebehtet war, glaubte Jost einen solchen, mit den Typengraden der sechsunddreißigzeitigen Bibel ausgeführten Versuchsdruck gefunden zu haben, dessen Entstehung er, von scharfer Beweisführung ausgehend, nach Mainz und in das Jahr 1449 verlegte. Unter Mithilfe seiner beiden kundigen Adalaten arbeitete er nun an einem Werke über seine Entdeckung, das seinen Namen mit einem Schlage in der Fachwelt bekannt machen sollte.

Die drei hatten zu ungefähr gleicher Zeit ihren philologischen Doktor und das Bibliothekarsexamen gemacht. Das war für einen geborenen Prinzen etwas Neues, und natürlich hatten auch die Zeitungen nicht verabsäumt, den staunenswerten Fall der Witwelt bekannt zu geben. Belten hielt das Bibliothekarsexamen bei Jost zwar eigentlich für einen „lustigen Unsinn“; aber der Prinz hatte zeigen wollen, daß er sich seine Stellung in der Welt auch allein schaffen könne. Was er später anfangen würde, wußte er noch nicht; er dachte daran, sich in irgend einer Universitätsstadt als Privatdozent niederzulassen, wollte dann den fürstlichen Namen ablegen und sich mit dem Freiherrntitel seines Hauses begnügen; aber auch andere Pläne schwebten ihm vor. Vorkünftig beschäftigte ihn seine Arbeit, die er in der Ruhe von Gotternegg zu vollenden gedachte. Daß auch seine Freundin Eva daran teilnahm, machte ihn glücklich. Ihr war eine Stelle als Bibliothekarsassistentin (über dieses ungeheuerliche Wort freute sich Belten jedesmal) bei dem Kunstgewerbemuseum in

Frankfurt a. M. angeboten worden; sie hatte indessen abgelehnt, um Josts Wunsch zu erfüllen. Und sie war ihm eine freitbare Mitarbeiterin. Ihr kluges feines Köpchen konnte auch recht hart werden, wenn es galt, eine Ueberzeugung zu verteidigen; dann wurden die sanften Augen blank und strahlend und es trat Purpur in die Wangen. Im übrigen war sie eine gescheite kleine Person, die viel gelernt hatte; eine Broschüre aus ihrer Feder über die Metallschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sogar ein gewisses Aufsehen erregt, wenn auch natürlich nur in Fachkreisen.

Ottos Austunft hatte die Arbeit unterbrochen. Trauerte man auch um den alten lieben Herzog Rübezahl, so wurde doch beschlossen, den Tag in gewisser Weise festlich zu begehen. Man gedachte eines Wortes in dem Testamente des Herzogs, von dem Graf Harro erzählt hatte, eines Wunsches, der den ganzen Mann charakterisierte. Herrfurth hatte geschrieben: „Begrabt mich ohne großes Brimborium und heult nicht allzuviel. Es ist mir lieber, wenn meinem Angebenken zu Ehren ein Glas geleert wird, als daß Tränen fließen. Es ist mir lieber, wenn man sich mit fröhlichem Gesicht meiner erinnert, als mit zitronensaurer Miene.“

So wollte man denn mit Otto ein paar heitere Stunden genießen. Die Fürstin war heute nicht sichtbar. Man bestellte also zu Madame Balsours froher Ueberraschung im Prinzenhaufe ein Souper, ließ an Geste und Artorn Einladungen ergehen, und vertrieb sich die Nachmittagsstunden mit einem Spaziergang auf den Gozen.

An der Burgruine waren allerhand Reparaturen notwendig geworden; auch den Umfassungsring hatte man aufgemauert, und von den Wachttürmen aus, die völlig wiederhergestellt waren, hatte man nunmehr einen wundervollen Ausblick über das ganze Nuthetal. Auf einer dieser Plattformen standen Belten und Otto nebeneinander und schauten in das Land hinein. Der Himmel war klar geworden und lag in gelber Abendsonne. In See und Fluß und in den Regenschalen spiegelte sich dies lichte Gelb wider; die Wiesen dampften, die Stoppeln waren schon wieder frisch umbrochen, und auch von der feuchten, schwarzen Erde stieg ein ganz feiner Nebelschleier auf. Die Birken am Waldrande hatten sich schon ihres Laubes entkleidet, aber das Silbergrau der Stämme hob sich hell von der dunklen Tannenlinie ab. Das Dorf schob sich jetzt über die kleine Kirche hinaus; man sah das spitze Dach des Prinzenhaufes, das flache des Gotterneggischen Schlosses und das vielfach gebrochene, mit Türmchen gezierte des Müllerischlosses. Wie ein blutrotes Band leuchtete der närrische Zaun, der die Burgmühle umschloß.

Die beiden Männer sprachen über den Fürsten Volko und die Zukunft von Gotternegg.

„Ich weiß nicht, ob die Fürstin an Scheidung denkt,“ sagte Belten, „aber ich weiß, daß sie dazu berechtigt wäre. Tritt der Fall ein, so würde ihr ihr Töchterchen zweifellos zugesprochen werden — und dann könnte der Fürst von neuem die Jagd nach einer reichen Partie eröffnen, die vielleicht abermals in die Brüche gehen würde. Man kann nie-

lanthollich werden, wenn man so den Untergang eines großen alten Geschlechts vor Augen sieht.“

„Aber, lieber Velten,“ entgegnete Otto, „der eine entartete Sproß besiegelt schließlich noch nicht den Untergang des ganzen Hauses! Sie haben sich in Jost doch selbst eine Natur herangezogen, die sich schon prächtig genug entfaltet hat und auch noch weiter nach allen guten Seiten hin entwickeln wird.“

Velten schüttelte den Kopf. „Jost ist kein Gotternegg,“ sagte er, „er ist kein Ritter. Mißverstehen Sie mich nicht. Wie lieb ich Jost habe, wissen Sie — er ist sozusagen durch meine Liebe zum Mann geworden. Aber er wird aus dem Studierzimmer nie herauskommen. Er wird der weltfremde Gelehrte bleiben — alles im äußeren Sinne heldenhafte, alles Glänzende und Repräsentative geht ihm ab. Das bedauere ich nicht etwa seinerwegen . . . ich traure nur um den Verfall des Rittertums da unten . . .“

Ein unmerkliches Lächeln glitt über Ottos Züge. Doch er wurde rasch wieder ernst; er scheute sich, dies Lächeln dem andern zu zeigen.

„Bester Freund,“ erwiderte er, „Werden und Vergehen ist Naturgesetz. Nicht nur die alten Adelsgeschlechter lösen sich auf, auch die Bauernhäuser entvölkern sich. Sie bellagen den Untergang der Ritterherrlichkeit, die einst hier oben ihren Sitz errichtete und in veränderten Zeitläufen hinab zog in das Tal. Umweil des Schlosses der Gotterneggs stand noch vor ein paar Jahren ein stattliches Bauernhaus. Das hat man niedergedrückt und auf den Fundamenten einen verkrakelten Neubau aufgeführt, die zu Stein gewordene Laune eines ungezogenen Mädels. Aber man hat mehr eingerissen als das frühere Haus. Man hat zugleich auch ein altes Bauerngeschlecht zu Grabe getragen. Wir Herangewachsenen haben uns losgelöst aus dem Milieu, dem wir entsprossen sind. Wir sind keine Bauern mehr. Wir ging es wie Jost; ich wählte den Gelehrtenberuf. Und ich möchte meine Hand ins Feuer legen: die Grete wird keinen Mahlmüller heiraten und keinen händärmeligen Aderknecht — sie möchte am liebsten eine Adelskrone auf den Dachstuhl setzen und möchte ein Bon und zu vor ihrem Namen haben. Ist das nun ein Aufwärt, dieser Sprung und Schwung über die Geburtslinie hinaus? Und ist es ein Abwärt, wenn der letzte vernünftige Gotternegg die Gelehrtenstube dem Hofparke vorzieht und seine Bücher dem ritterlichen Sport? — Er was mit der Hand hinter sich. „Was wäre, Velten, wenn aus der Freundschaft der beiden die Liebe würde? Als Volko an die Vergoldung seines Wappens dachte, schlug kein Blix in die Gohenburg ein; aber vielleicht wird es rebellisch in der Ahnengruft, wenn Jost ein armes Bürgerfräulein heiratet.“

Wieder lächelte Otto ein wenig spöttisch. Velten erwiderte nichts; sein Blick war auf den beiden Gestalten haften geblieben, die auf dem östlichen Wachturm der Umzingelung standen — Jost und Eva, Arm in Arm und eng beieinander, zwei Silhouetten im verbliebenen Gelb des Sonnenuntergangs. Die Frage Ottos klang in seinem Ohre wieder: Wenn aus der Freundschaft der beiden nun eine Liebe wird? — Auch Velten hatte zuweilen daran gedacht. Nichts in dem eigentümlichen Verhältnis der jungen Menschen sprach dafür, daß es so kommen könne. Nur ein einziges Mal war Velten stübzig geworden. Da sah Eva am Arbeitstische, tief über ihre Bücher geneigt, und das helle Tageslicht umspielte ihr braunes Haar. Jost war hinter ihr stehen geblieben, schaute auf sie herab und sagte plötzlich: „Was hast du für schönes Haar, Eva“ — beugte sich und küßte ihren Scheitel. Sein Gesicht war dabei freundlich und ohne Erregung, es war wie ein harmloses Schmeichelwort und wie eine flüchtige Zärtlichkeit unter Geschwistern. Aber Velten sah, daß über Evas Antlitz eine heiße Flamme schlug und daß ein leiser, leiser Schauer ihre Gestalt durchbebt. Da wurde er nachdenklich. . . .

Der Tag ging zur Rüste. Man mußte wieder den Berg hinab. Es wehte kühl durch die Tannen, und die Nebel über den Wiesen verdichteten sich. Als die Vier vor dem Parkingang standen, war es bereits dunkel; die elektrischen Ballons in der großen Allee flammten auf. Auch in der Treppenhalle des Prinzenhauses brannte bereits das Licht. Da saßen rechts und links auf den steinernen Bänken an der Wand Grete und Artern, und letzterer sagte scherzend: „Durchlaucht, Vergebung — aber wir sind tief beleidigt. Man hat uns eine feierliche Einladung zum Souper zukommen lassen, und nun sitzen wir hier und warten und hungern, und es empfängt uns keiner . . .“

Die Stimmung war fröhlich, als man zu Tisch schritt. Voller Seligkeit war vor allem Madame Balfour; sie hatte mit Mamsell Anschütz lange geplant und beraten, wie das Menü zu entwerfen sei, und präsierte nun in glücklicher Würde, während ihre Hängelöcher sich heiter schaukelten. Auch der „grüne Max“ war wieder in Tätigkeit und gab sich die erdenklichste Mühe, seine Sache brav zu machen, denn er nährte im heimlichen Busen die frohe Hoffnung, eines Tages vom Prinzen als Kammerdiener engagiert zu werden, eine Stellung, die ihm ungefähr gleich dünkte mit der eines persönlichen Adjutanten.

Für einige Minuten wechselte mit der fröhlichen Laune der Ernst dieses Tages. Velten stand auf und erbat sich von Jost das Wort. Er sagte: „Liebe Freunde, verstatte mir dem Andenken dessen, den wir heute zur Ruhe tragen helfen, ein Zeichen der Erinnerung. Er wollte nicht, daß diese Erinnerung getrübt werde durch die Wehmut des Abschieds für ewig; er wollte, daß seiner gedacht werde im frohen Kreise und wenn der Becher gefüllt vor uns stehe. Der Mann, der dies niederschrieb als einen seiner letzten Wünsche, der sah schon den Tod vor Augen. Aber für ihn trug der Tod einen Rosenkranz und die Hippe mit Blumen unwunden; für ihn war er der Geleitsmann in eine Welt voll hehrer Schönheit. Unser geliebter alter Herzog war kein Frommer, der auf das Wort schwur; höher als das Wort stand ihm der Geist, der vom Ganges aus das Jordantal befruchtet hat. Man sagt, der Herzog habe sich in seinen letzten Lebensjahren eifrig mit dem Buddhismus beschäftigt. Aber ob er die Erlösung in der Transformation der Seele sah oder in ihrem Aufstieg zur besseren Ewigkeit: er glaubte an die Erlösung, die ihm der Endtrost war in den Zweifeln seiner dogmatischen Forderung. Er war ein seltener Mann, vereinzelt stehend im Treiben unserer Gesellschaft. Nichts war ihm fremd, wahrlich nichts. Er war ein kühner Soldat, ein treuer Vasall seines Königs, ein ehrlicher Kämpfer im politischen Streite der Zeit; sorgend mehte er den Besitz der Seinen, er lübderte Elend und Not; ein Herz voll großer Menschenliebe wohnte unter der rauhen Außenseite, ein reger, in die Tiefe gehender Geist lebte in ihm. Er war nicht fehlerlos, er war ein Mensch; er war ein Mensch und war ein Edelmann, auf den Deutschland stolz sein konnte. Jost, dir war er ein hilfsbereiter Verwandter, mir war er ein Freund. Weißen wir seinem Andenken ein stilles Glas.“

Schweigend wurden die Gläser geleert. Es währte geraume Zeit, ehe die Unterhaltung wieder in Fluß kam. Aber als Max den Champagner einschenkte, stieg die Stimmung von neuem. Zwischen Jost und Otto saß Eva, Grete zwischen Velten und Artern, und oben thronte Madame Balfour in der Haltung einer greisen Königin, die sich an dem Trohsinn ihres jungen Hofstaats erfreut. Es wurde geschertzt und gelacht, man tauschte Erinnerungen von der Universitätszeit und der gemeinsam verlebten Kindheit aus, man sprach in buntem Fluge von hundertlei — nur Volkos wurde mit keinem Worte erwähnt.

Auch Grete verlor ihre Haltung als große Dame und wurde wieder zum lustigen Badfisch. Das frische und ungezwungene Sichgeben Evas blieb nicht ohne Einfluß auf sie. Die beiden hatten sich rasch angefreundet und verplauderten auch dann und wann eine Teestunde bei der Fürstin, der das heitere Wesen der Mädchen angenehmer war als die höfische Steifheit ihrer Gesellschaftsdamen. Von der Fürstin sprach Graf Artern mit höchstem Respekt, nicht allein aus Rücksicht auf Jost, sondern aus dem Herzen heraus. Es war erstaunlich, mit welcher zielbewußten Energie sie binnen wenigen Jahren die Herrschaft Gotternegg in einen blühenden Besitz verwandelt hatte. Sie war aber nicht nur ein eminent kaufmännisch schaffender Geist und ein hervorragendes Organisations-talent, sondern auch eine Frau, die ihre hohe Stellung durchaus auszufüllen wußte, die nicht fargte, wenn es sich um eine würdige Repräsentation handelte und die auch ihren zahlreichen Bediensteten eine immer wohlwollende Herrin war. Artern klagte nicht mehr über seinen neuen Beruf, aber vollauf schien er ihn doch nicht zu befriedigen, denn er ließ gelegentlich einfließen, daß er Lust habe, wieder in den Kolonialdienst zu treten. —

Nach dem Souper zog sich die kleine Gesellschaft in die Zimmer Josts zurück, wo die Kaminfeuer entzündet worden waren und eine behagliche Wärme verbreiteten, während draußen sich von neuem die Wölken zu schwarzen begannen und die ersten Schymwehen der kühnen Nacht das Haus umtobten. Jost setzte in dem einen Gemach, das seine

Privatbibliothek enthielt, den näheren Freunden einen alten Druck des Volksbuchs von Faust, den ein Antiquar ihm zur Ansicht geschickt hatte und den er für unbekannt, in den Bibliographien jedenfalls noch nicht beschrieben hielt. Artern und Grete hatten am Ramin des Vorderzimmers Platz genommen; der Graf präsentirte Grete eine Papyrus und steckte sich dann selbst seine Zigarre an.

„Ich frage nicht erst um Erlaubnis,“ sagte er, „ich weiß, daß die Gnädige in höchst eigener Person nach dem Diner oder Souper einem havannesischen Opferbrande nicht abgeneigt sind. Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Wenn Sie artig sind, ja,“ erwiderte Grete; „das sind Sie freilich selten. Und wenn Sie wieder irgend etwas an mir auszusagen haben sollten, so sagen Sie es gleich und in knapper Fassung. Auf längere Entgegnungen lasse ich mich nicht ein.“

Artern ließ sich dem jungen Mädchen gegenüber nieder und schaute ihr lächelnd in das hübsche Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tote.

Eine Komödiantennovelle von Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Wenn in Frankreich der König stirbt, so ruft der Herold vom Schlosse herüber: „Der König ist tot, es lebe der König.“ Der König ist unsterblich, mag der zufällige Träger der Krone auch, wie jeder Mensch, dem Irdischen seinen Zoll zahlen.

In den vielen Neulichkeiten, die der Komödiant mit dem König hat, gehört auch die, daß er gleich ihm unsterblich ist. Silvie, die reizende, kindliche, unschuldige Silvie ist gestern gestorben; heute steht sie schon wieder auf der Bühne, in all ihrem Reiz, ihrer Unschuld und Kindlichkeit. Wen lämmert es, wie sie früher hieß, ehe sie zum Theater kam, wie die Silvie, die gestern gestorben ist, früher hieß — falls sie beide überhaupt je eine Zeit in ihrem Leben hatten, wo sie nicht beim Theater waren, wo sie nicht Silvie hießen. Ja, sind sie denn überhaupt zwei verschiedene Mädchen? Die Ludwige und Heinrich in Frankreich unterscheiden man durch Zahlen, die man hinter ihren Namen hängt; aber man spricht nie von einer Silvie der vierzehnten und fünfzehnten, man spricht immer nur von Silvien; die neunzig-jährigen Greise und die Jünglinge — und wenn die Jünglinge von heute neunzigjährige Greise sein werden, dann wird immer noch die sechzehnjährige Silvie das Bändchen auf das Herz legen.

Die Probe ist beendet, es ist niemand mehr auf der Bühne wie Silvie, der Dichter und der junge Offizier, der Silvie liebt.

Der Dichter ist nicht mehr ganz jung; schon sind einzelne graue Haare in seinem Bart und Haupthaare zu sehen, zeigen sich an den Augenwinkeln kleine, feine Runzeln. Aber sein Blick ist noch jung, seine Bewegungen, sein Lachen — und auch sein Weinen, sein Glauben und Hoffen; das sagt er selber. Silvie, die sechzehnjährige Silvie sagt von ihm: „Das ist eben der Reiz bei ihm; so ein kluger Mann ist er, der so viel weiß, und dabei ist er wie ein Kind.“

Der Dichter sagte: „Dort hängt ein altes rostiges Blech an einem Pfingstaden; daneben liegt ein abgetrochener Spazierstock. Das ist die Donnermaschine. Für einen Soldo Colophonium liefert Blüte für zehn Vorstellungen. Jener Sturzbad, der wild von Felsen herabschäumt, ist aus zerknittertem Silberpapier gemacht. Und was sind unsere Gefühle, die Gefühle der Komödianten? Wenn ein rostiges Blech und eine Brise Colophonium ein Gewitter erzeugt, was ist dann die Leidenschaft eines Künstlers?“

Silvie blidt verlegen den jungen Offizier an; sie hat noch nie über so etwas nachgedacht; aber sie läßt wenigstens ihre reizenden Frühschen in den ausgeschlittenen Lackstiefeln auf seinen rindledernen Stiefeln spielen. Der Offizier bürtet sich mit seiner Taschentücher den Schnurrbart hoch und erwidert: „Ich war Adjutant bei dem großen Helden, der die Schlacht bei Nordlingen hat. Wie sie begann, da stand er vom Tisch auf, wuschte sich den Bart und sagte: „Noch nicht einmal die Morgenjuppe lassen einen die Kerle in Ruhe fressen.“ Silvie lachte, obwohl ihr der Zusammenhang nicht klar wurde.

Der Dichter fuhr fort: „Ich bin älter, Kinder, wie ihr beide zusammen. Wenn ich auf mein Leben zurückblide, dann kann ich schon eine schöne Strecke sehen. Was ist mir geblieben? Ich habe oft mit Silvien hier gefessen, mit der, die mir gestern gestorben ist; wir haben nicht gesprochen; sie war ein gutes Mädchen. Weßhalb wir eigentlich hier saßen, weiß ich nicht. Aber das habe ich mir in der Erinnerung, als ob das das Wichtigste in meinem Leben gewesen wäre. Morgen wird man sie nun begraben; ich denke noch zuweilen an sie; aber sonst ist es, als ob sie nicht gelebt hätte.“

Silvie wuschte sich die Augen und sagte: „Sie hat mir alle ihre Kleider vererbt; es war ein ganzer Koffer voll, und sie hatte sehr schöne Sachen. Dieses Kostüm, das ich heute trage, ist ja auch von ihr.“

Der Dichter sah sie prüfend an, dann sprach er: „Ja, ich erkenne das Kleid. Dieses Band, das über dem Herzen zu einer Schleife geschlungen ist, habe ich ihr geschenkt. Sie hatte sich das Kleid selber genäht, dann sagte sie mir: „Nun ist Alles fertig, mir ein totes Bändchen fehlt noch, das kommt gerade über dem Herzen zu sitzen, das sollst du mir schenken.“ Ich hätte ihr ja gern ein ganzes Kleid geschenkt, denn sie war ein gutes Mädchen, aber ich hatte doch kein Geld; das Bändchen konnte ich ihr kaufen. So, nun trägst du das Kleid mit dem Bändchen!“

„Habt Ihr denn immer geschwiegen, wenn Ihr beisammen saßt?“ fragte Silvie. „Wir andern haben oft über Euch gelaht.“

„Nein, zuweilen erzählte sie auch und fragte,“ erwiderte der Dichter. „Sie erzählte mir oft: „Caroline liebt dich“, oder auch „Bettinette hat sich immer noch dir umgesehen.“ Sie dachte immer, jedes Mädchen war in mich verliebt. Ich lachte dann und sprach: „Ich bin nicht zum Verlieben. Ich bin immer allein gewesen.““

Silvie blidte kühl in ihren Schoß.

„Wahrhaftig,“ fuhr der Dichter zu ihr gewendet fort, „ich glaube, wenn sich wirklich einmal eine in mich verliebte, ich merkte es gar nicht!“

„Ich glaube auch,“ sagte ernsthaft Silvie; der junge Offizier lachte; sie warf ihm einen Blick zu, der ihn erkannte.

„Ja,“ sagte der Dichter, „ist es denn so wichtig, ob wir nun in der Wirklichkeit etwas erleben oder nicht? Was hat Dein Feldherr erlebt, als er die Schlacht gewann, was erlebt der Schauspieler, der vielleicht jeden Monat eine neue Liebesgeschichte ausspinnt? Ich habe nichts erlebt. Aber nun erinnere ich mich, wie ich hier mit Silvien saß, die nun tot ist; alle Schauspieler waren fortgegangen, wie jetzt; wir waren ganz allein; ich saß auf diesem Stuhl, sie auf dem Bändchen mir zu Füßen; sie hatte den Arm auf mein Knie gestützt, spielte mit dem roten Bändchen, das ich ihr geschenkt hatte. Silvie hatte so ein schönes Lachen, wenn wir zusammen saßen; sonst hatte sie es nicht; auf der Bühne wäre es reizend gewesen. Einmal, weiß ich, lachte sie so, daß sie sich zuletzt mit beiden Händen die Augen zuhielt; dann ließ sie einen kleinen Spalt zwischen den Fingern und sah mich so schelmisch an, daß ich bei mir dachte, ich möchte sie eigentlich küssen. Aber ich habe es denn doch nicht getan; ich hätte sie erschreckt; sie hatte ja keine Ahnung, daß ich solche Gedanken bei ihr hatte. Ja, das ist nun alles gewesen, und nun ist sie tot. Und ist das nun nicht so, als ob sie mich geliebt hätte, und ich sie?“

Silvie schwieg und der Offizier war merkwardig verlegen. Er wuidte an einem Flecken, den er auf seinem Kermel hatte.

„Ich bin nun über fünfzig Jahre alt,“ fuhr der Dichter fort. „Ich sehe, wie das Leben vorüberfließt. Du bist nun jung, Silvie; ach, wie manches Mädchen habe ich gesehen, jung wie du und schön und anmutig wie du; dann war es mihmutig geworden oder gleichgültig; und wieder war ein junges Mädchen an der alten Stelle, heiter, zufrieden und anmutig. Auch Silvie ist ja nun tot; und nun bist du, und wo vorgehen noch Silvie saß, da sitzt du, und du trägst dasselbe Kleid, und mein rotes Bändchen, das ich ihr geschenkt, hast du über dem Herzen. Die Menschen, welche immer zu sehr an sich denken, sehen das ja nicht. Aber Silvie sah es auch. Sehr merkwardig ist das alles.“

Der Dichter verabchiedete sich von den beiden und ging. Und während er auf der Straße weiterschritt, dachte er, in welchem Irrtum doch die Menschen befangen sind, welche glauben zu leben, wenn sie bloß erleben; und er dachte bei sich: „Wie reich ist doch mein Leben, denn ich sehe doch alles, was um mich vorgeht, und sehe es genau, weil ich nie beteiligt bin.“

Der junge Offizier sagte zu Silvien: „Der Arme, das Leben wird immer an ihm vorbeigehen. Er sieht nichts. Er hat ja nicht gesehen, daß die tote Silvie ihn geliebt hat.“

„Solch ein Mensch ist er, daß Silvie ihn so geliebt hat, daß er es nicht merkte; so ist Silvie durch ihn geworden,“ erwiderte nachdenklich das Mädchen.

Er schob scherzend seinen Arm um ihre Taille und sagte: „Wir wollen ihn träumen lassen, wir leben, wir beide, nicht wahr?“

Sie schüttelte sich leicht, nahm seine Hand und legte sie fort; dann sagte sie: „Laß mich, auch ich liebe ihn.“

Bilder aus dem „Laonnois“.

Wir haben einen Laugraben, der zu unserer Stellung führt, dessen eigentümlicher Name mich nach seinem Ursprung forschen ließ. „Chemn des Dames“. — Vor meinen Augen steht die Zeit Ludwigs des XV. und Ludwigs des XIV., die Glanzzeit des Hofes von Versailles. Böve Châteaun, von Ludwig dem XV. wieder aufgebaut, gehörte unter der Regierung Ludwigs des XVI., der Gräfin und nachmaligen Herzogin von Narbonne-Lara einer Hofdame der Schwester des Königs, der Prinzessin Marie-Adelaide von Frankreich. In schönen Sommerlagen herrschte hier reges Leben. Mit großem Gefolge sind die alten Tanten des Königs gekommen und die sonst stille Gegend hallt wieder von dem Jubel der Feinscher. Die Tage verbringt die Jugend auf der Jagd und die Wende fällen Tanz und Komödie aus. Haben sie doch eine eigene Schauspielergesellschaft mitgebracht. Oder aber sie lustwandeln auf dem Chemn des Dames, einem Weg, der eigens für sie angelegt ist und von dem L'ange gardien über die Höhen nach Hurbefise und von da aus

das Schloß zu führt, und ich verstehe, daß sie in Entzücken geraten über den Ausblick auf die lieblichen Täler weit nach dem Süden zu und nordwärts, wo ihr Blick das hochgelegene Vaon auf seinem Kalkfelsen trifft, dessen Kathedrale ihre Türme in den rosigen Abendhimmel schickt. Und ich höre die Stimme zierlicher Koloradämchen von Liebesabenteuern küssen und ihr süßes Lachen durch den Abend girren.

Einschlagende Granaten rufen mich in die Gegenwart zurück, und der alte Chemin des Dames muß es sich gefallen lassen, daß der Eisenhagel der Nachkommen jener lustigen Gesellschaft tagtäglich seinen Boden mehr aufreißt. — Das Schloß war schon früher der Revolution zum Opfer gefallen.

C'est la guerre. Das ist die Entschuldigung der schwer heimgeachteten Bevölkerung für alles Unglück des Krieges und sie wartet ergeben auf den Tag, der ihnen den heißersehnten Frieden bringen soll.

Hugo Vob.

Vermischtes.

* **Ritcheners Parlamentsangst.** In den seitenlangen Erinnerungen an Ritchener, die seit Tagen die englischen Blätter füllen, findet sich eine scharf gezeichnete und bezeichnende Schilderung von der Feder eines Mitarbeiters des „Daily Chronicle“, in der ausgeführt wird, wie Ritchener bis in die allerletzte Zeit eine starke Scheu vor dem Verkehr mit Diplomaten an den Tag legte. Der Mann, der seit der frühesten Jugend als Soldat auf verschiedenen Erdteilen wirkte, fühlte sich in der großstädtischen Enge von London und unter dem Druck der steifen diplomatischen Gesellschaft niemals wohl, weswegen er in der englischen Hauptstadt trotz aller Verehrung stets als eine Art „wilder Mann“ betrachtet wurde. „Ritchener wurde höchst selten im Parlament gesehen. So viel man sich erinnert, erschien er überhaupt niemals im Unterhaus und im Oberhaus ließ er sich nur blicken, wenn sein Erscheinen unumgänglich notwendig war, z. B. wenn er über den Krieg oder sonst eine militärische Angelegenheit zu sprechen hatte. Seine Reden zeichneten sich durch Kürze aus und konnten keine rhetorische Kunstfertigkeit aufweisen. Dessenhalb zu sprechen war für ihn stets eine drückend empfundene Dual, und er bereitete sich in solchen Fällen stets so vor, daß ein sorgsam schriftlich ausgeführtes Manuskript ihm zur Hand war, um ihn vor Entgleisungen oder Stockungen zu bewahren. Einer der ältesten englischen Parlamentsbräuche läßt das Ablesen von Reden als verabscheuungswürdig erscheinen, aber Ritchener hielt sich nicht an dieses Herkommen, sondern las alle seine Bemerkungen von dem mitgebrachten Manuskript ab. Wenn er vor dem Rednerpult erschien, setzte er zuerst sorgsam eine Brille auf, dann entfaltete er ohne Rücksicht auf die parlamentarische Sitte das großmächtige Manuskript und las es so schnell herunter, daß die Lords, die an ein weniger eiliges Tempo gewöhnt sind, ihm nur schwer folgen konnten und nicht gerade sehr erbauet waren. Somit Ritchener seine Aufgabe im Parlament erledigt hatte, machte er ein bereites und glückliches Gesicht, und er eilte so schnell wie nur irgend möglich aus dem Hause, in dessen Luft er niemals völlig unbelangen und frei zu atmen vermochte.“

* **Die Mär von General Townshends Helidentöchtern.** Durch die französischen Zeitungen ging bei dem Fall von Kut-el-Amara die rührende Geschichte von den beiden Töchtern des Generals Townshend. Not und Entbehrung hatten die beiden jungen Mädchen in der eingeschlossenen Festung mitertragen, und als es zur Uebergabe von Kut-el-Amara kam und die türkischen Sieger den Generalstöchtern freies Geleit in die Heimat anboten, da wiesen diese die Ritterlichkeit des Feindes zurück und erbateten und erhielten die Erlaubnis, ihrem Vater nach Konstantinopel zu folgen und ihm in der Gefangenschaft Trost und Stütze zu sein. Diese herrliche Geschichte gab besonders dem „Temps“ Gelegenheit zu einem Loblied der heldenhaften englischen Frau im besonderen und im allgemeinen. Nun aber sieht sich der „Temps“ durch eine ziemlich grobe Berichtigung aus dem Leserkreise gezwungen, zuzugeben, daß diese Geschichte ebenso schön wie falsch war. Die phantastische Romantik, die die Gestalt der beiden Töchter des Generals umkleidete, wird durch die nüchterne Tatsache erheblich abgeschwächt, daß General Townshend überhaupt nur eine Tochter hat und daß diese eine Tochter weder in Kut-el-Amara noch in Konstantinopel gewesen ist, sondern sich in — Paris aufhält.

* **Fischnester auf dem Festlande.** Es gibt nicht nur Fische, die auf verhältnismäßig großen Strecken über Land zu wandern vermögen, wie es z. B. im Frühjahr die Aale tun, um die nächste Wassertheide zu erreichen, sondern man sagt auch den Meeresbewohnern nach, daß es unter ihnen besondere Arten gibt, die an der Küste selbst Nester verfertigen. Solche Fischnester auf dem Lande beobachtete, wie die „Umschau“ erwähnt, der englische Forscher H. J. Jackson in Südarabien. Es handelt sich um den sogenannten afrikanischen Lungenfisch (Protopterus ethiops), dessen Nester von dem Forscher in einem mit Gras bewachsenen Fleck gefunden wurden. Diese 50 Zm. tiefen Nester hatten eine runde Form und einen Durchmesser von 1 Meter. Ringsum waren sie von einem kleinen Wall von Schlamm umgeben, der mehr als 10 Zm. breit war und ungefähr 2 1/2 Zm. über das Wasserniveau emporragte. Die Oberfläche dieses Schlammringes war mit großer

Sorgfalt geglättet, und man nimmt an, daß die Lungenfische den Schlamm im Maul zu den Nestern befördern und ihn mit ihrem aalähnlichen Schwanzende glatt streichen.

Bäherisch.

— **Türkische Frauen.** Ihr Leben im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen. Unter diesem Titel veröffentlicht Bey Dghlu im Delphin-Verlag, München ein interessantes Buch über Leben und Lebensumstände der türkischen Frau, über Dinge also, über die man bei uns noch vollkommen im Unklaren ist (Preis geb. M. 1.80, geb. M. 2.80). Der Verfasser ist ein bekannter Orientkenner, der nicht nur die Führerinnen der türkischen Frauenbewegung, sondern auch die türkische Gesellschaft durchaus kennt. Den Schluß des Bandes bilden einige Erzählungen der bekanntesten türkischen Dichter der Gegenwart, der Duffein Dschahid, Said Sia, Mehmed Keuf u. a., die alle sich mit der Psychologie der türkischen Frauen beschäftigen.

— **Margileh.** Türkische Skizzen und Novellen. Unter diesem Titel erschien eben im Delphin-Verlag, München, ein schmucker, kleiner Band (cart. M. 1.40, geb. 2.20) von Major Franz Karl Endres, der bekanntlich drei Jahre lang in verantwortlichen Generalstabsstellen in der Türkei Dienste leistete. Was der Verfasser darin in seiner herzerquickenden und temperamentvollen Art erzählt, das vermittelt dem Leser allgemach ein sehr lebendiges, eindringliches und mit tausend Farben und Begebenheiten erfülltes Bild von Land und Leuten im türkischen Orient.

— **Ein Bilderbuch über die Türkei** mit 215 aus-erlesenen, wahrhaft musterergültigen photographischen Abbildungen von Land und Leuten ist eben im Delphin-Verlag München zu dem billigen Preise von 2 Mark erschienen. Das Buch, dessen Widmung Kronprinz Rupprecht von Bayern angenommen hat, ist herausgegeben von Franz E. Endres, Kaiserl. ottomanischer Major. Es will in erster Linie durch die Fülle seiner Bilder eine lebendige Anschauung von dem Lande vermitteln, mit dem sich das allgemeine deutsche Interesse jetzt so eingehend beschäftigt, von dem Lande, das ganz naturgemäß uns noch fremd ist und doch nicht fremd bleiben soll. In prächtiger abwechslungsreicher Bilderfolge ziehen da an uns vorüber: Städte und Straßenbilder von Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus, Aleppo, Bagdad und anderen großen Städten und Orlschäften; wundervolle Landschaftsbilder aus der Umgegend Konstantinopels, von Bosphorus, den Meeresküsten, dem Taurus, aus Armenten, Kurdistan und dem heiligen Lande, vom Suezkanal, Südarabien, Mesopotamien bis zu den Gebieten des Schatt-el-Arab mit seiner schon völlig tropischen Flora und den märchenhaft schönen Palmenhainen. Dann Silber aus dem Volksleben, den Arbeits- und Vergnügungstätten, Typen der verschiedenen Völkerschaften, Darstellungen aus der Tier- und Pflanzenwelt. Der sachkundige einleitende Text, welcher den großen Stoff fesselnd und überichtlich behandelt, führt in das Verständnis des türkischen Orients ein. Wir erfahren alles Wesentliche über die geographische Einteilung des Landes, über die politischen und völkischen Verhältnisse, über Justizwesen, Schulwesen, Sprache, Religion und Sitte, über Literatur und Kunst, dann über das Wirtschaftsleben, die Bodenschätze des Landes, über Industrie und Handel.

Räselprung.

Band	ml-	teumb-	da	gunst	Un-	Saule	Gattin
Ber-	wohnt	ihre	fall	im	die	Miß-	den
bert	ung	tet	grimm-	und	höhen-	sicher	wo
allein	ige	Glück	ver-	mal-	ruh'ge	je-	des
jedes	streben	der	suchen	nunst	par-	den	un-
du	hen	und	Be-	Friede	magst	Ver-	diesen
nicht	hegen	da	im	sie	heilgen	tei-	ver-
drau-	welten	wirken	Liebe	isches	gebens	auf	Kreis

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.
Nadel, Nagel, Angel, Algen.